

schen Flüchtlingsdienstes in der Schweiz 1939–1945 aufgrund der Cimade¹-Berichte vorgelegt. Vor allem sind es Augenzeugenberichte über Hilfs- und Rettungsdienst an jüdischen Verfolgten in Südfrankreich. Es begegnen uns u. a. die Namen der Lager Gurs, Rivesaltes, Les Milles mit all dem Leid und der Vielfalt tragischer Einzelschicksale.

Von seiten der Kirchen ist besonders zu nennen der Einsatz von Pastor Marc Boegner, dem Präsidenten des Protestantischen Kirchenbundes von Frankreich^{1a}, der auch die »Aumônerie Protestante« für diese Hilfe eingesetzt hatte². Der Erzbischof von Toulouse, der Bischof von Montaban und Marseille wie auch Kardinal Gerlier, Erzbischof von Lyon, haben sich in Hirtenbriefen über die Verfolgung der »Nichtarier« geäußert. Immer neue »Schleichwege« in die Illegalität wurden eingeschlagen... Und all das geschah in Anwendung der Sonder-Ethik des Untergrunds, getragen von seiner unbeschreiblichen Solidarität, Seite an Seite mit Katholiken, mit Kommunisten und allen, die aus irgendeinem Grund zum Widerstand (résistance) gehörten... (S. 83). Von all dem berichtet dieses aufschlußreiche Buch.

Einige Gesetze und Anordnungen der Vichy-Regierung, dokumentarische Nachweise über die Arbeit des Ökumenischen Flüchtlingsdienstes in Genf sowie Literaturhinweise beschließen den Band.

G. L.

¹ Cimade: Comité Inter-Mouvement auprès des Évacués.

^{1a} Während dieses Jahrbuch im Druck ist, erreicht uns die Nachricht, daß Pastor Boegner am 21. 12. 1970 im Alter von 89 Jahren in Paris starb. Papst Paul VI. hat Pastor B.s Witwe seine tiefempfundene Anteilnahme ausgesprochen. In dem Telegramm heißt es u. a.: »Wir danken Gott für das beispielhafte Leben dieses Vorkämpfers der Einheit der Christen.« – Auf persönliche Einladung von Papst Johannes XXIII. nahm Pastor B. als Beobachter am II. Vatikanischen Konzil teil. 1965 begrüßte er Augustin Kardinal Bea bei dessen Besuch in der Genfer Zentrale des Ökumenischen Rates der Kirchen. Seine im Juni 1970 erschienene Autobiographie trägt den Titel »Ein Leben für die Ökumene« (aus: Der Rheinische Merkur, Nr. 1 vom 1. 1. 1971).

² Vgl. auch die Widmung des Buches: »... Wir nennen für alle Helfer: George Bell, [den anglikanischen Lordbischof von Chichester], Alfons Koedlin [Präsident des Schweizerischen Evang. Kirchenbundes], Jeanne Merle D'Aubigne (vgl. S. 88 ff.), Gertrud Kurz [Leiterin des Christlichen Friedensdienstes], Paul Vogt [Präsident des Hilfswerks für die Bekenntende Kirche in Deutschland, Flüchtlingspfarrer der Schweiz].«

MARIA KREHBIEL-DARMSTÄDTER: Briefe aus Gurs und Limonest 1940–1943. Ausgewählt, erläutert und herausgegeben von Walter Schmitthener. Heidelberg 1970. Verlag Lambert Schneider. 383 Seiten.

In der Pinkas-Synagoge in Prag kann man Besucher beobachten, die auf den Wänden, welche mit den Namen, Geburtsdaten und (vermutlichen) Todesdaten von 77 295 Opfern der nazistischen Verfolgung in Böhmen und Mähren bedeckt sind, mühsam nach bestimmten Namen suchen. Mehr als die politischen Verhältnisse trägt der Fortgang der Zeit dazu bei, daß die Zahl solcher Besucher abnimmt. In den erschreckenden Zahlen des Massenmordes sind Einzelschicksale dem Untergang im Vergessen geweiht, ja, es könnte unangemessen erscheinen, hier überhaupt noch Einzelschicksale herauszuheben.

Maria Krehbiel-Darmstädter (geb. 1892) gehörte zu den Mannheimer Bürgern jüdischer Abstammung, die am 22. Oktober 1940 nach Gurs in Südfrankreich deportiert wurden. Am 11. Februar 1943 wurde sie in Richtung Auschwitz »transferiert«... Im Dezember 1941 hatte die schon seit Jahren körperlich Leidende »befristeten Urlaub« aus Gurs erhalten. Sie konnte in Limonest bei Lyon

untergebracht werden. Bei einem – ihr von Freunden nahezu aufgezwungenen – Versuch, in die Schweiz zu flüchten, verirrte sie sich, lief den Häschern wieder in die Arme und wurde nach Drancy eingeliefert. Als sie sich auf Spitalurlaub von diesem Lager befand, konnte sie der Herausgeber, damals Oberleutnant d. R., noch einmal in Paris sehen; sein Bericht über diese letzte Begegnung ist den Briefen der Verewigten beigelegt. In jahrelanger mühsamer Arbeit hat er dann zunächst 320 Briefe gesammelt, von denen hier 165 veröffentlicht werden, und das zu ihrem Verständnis erforderliche Material aus den verwehten Spuren zusammengetragen, welches er nun in 25 Seiten Anmerkungen und einem 12 Seiten umfassenden erklärenden Namensregister vorlegt. Die Briefe datieren vom November 1940 bis zum Dezember 1942. Die letzten Worte lauteten: *Saluez tout le monde et que je pense à chacun.*

Die Empfänger der Briefe waren einerseits leibliche Verwandte und deren Freunde, andererseits Maria geistig, vor allem durch die Christengemeinschaft (Rittelmeyer) Nahestehende. Entsprechend spiegeln die Briefe einerseits inniges Mitleben mit den in der Ferne Verbundenen, andererseits Marias »dem Geistig-Seelischen zugewandte Wesensart« wieder. Es ist unmöglich, hier daraus zu zitieren. Inmitten furchtbarsten Leidens hat uns ein Mensch gezeigt, zu was wir berufen sind.

Als Maria infolge ihres Gesundheitszustandes nicht mehr als *responsable* für ihr *Ilot* (Lagerabteilung in Gurs) durch knietiefen Schlamm stapfend ihre Schützlinge besuchen konnte, »sammelten sich die Hilfesuchenden um ihren »Platz«. Er war schon äußerlich etwas besonderes. Auf einem Holzbrett lag eine saubere weiße Decke, und darauf lagen schöne und merkwürdig geformte Steine, in Blechdosen standen immer ein paar Blümchen – all das fand sie, wenn sie durch die *Ilots* wanderte. Auch Bilder fehlten nie, meist Künstler-Postkarten, die sie von Freunden bekam.« So der Bericht einer ihrer Leidensgefährten (118).

Von den Überlebenden sei hier nur der Frau gedacht, die am 22. Oktober 1940 als Schulkind der einzige »Arier« war, der einen jüdischen Mitbürger (es waren ein 97jähriger und ein dreieinhalb Monate altes Kind darunter) auf dem Weg zur Sammelstelle begleitete. Ein Bäcker gab ihr noch Brot für die Deportierten – so berichtet sie – »ohne Marken. Als ich zurückkehrte, hielten mich zwei der wachhaltenden Polizisten an und sagten, es sei unpassend für ein deutsches Mädchen mit so dicken blonden Zöpfen, den Juden zu helfen. Ich dachte anscheinend nicht deutsch, und diese Juden würden im umgekehrten Fall bestimmt keinen Finger rühren. Von der Dame, mit der ich gekommen sei, wisse ich das Gegenteil, war meine Antwort, und ich fände mein Verhalten gerade deutsch. Die Schutzleute ließen sich meine »Dame« zeigen und hinderten mich nicht mehr.« (18 f.)

Das Stadtarchiv Mannheim gab für den Druck dieser Briefauswahl die Anregung und leistete Hilfe bis zur Drucklegung. Der Oberbürgermeister von Mannheim schrieb am Totensonntag 1969 das Geleitwort.

Dr. John Hennig/Basel

RUDOLF NISSEN: Helle Blätter – Dunkle Blätter. Erinnerungen eines Chirurgen. Stuttgart 1969. Deutsche Verlags-Anstalt. 399 Seiten.

An schweren Erlebnissen kann ein Mensch zerbrechen; wenn er aber die Kraft aufbringt – oder besser: wenn

sie ihm geschenkt wird –, damit fertig zu werden, so können sie einen Gewinn bedeuten sowohl für seine »innere Formel« – ein Ausdruck des Verfassers – als auch für seinen äußeren Lebensgang. Das wird einem bei der Lektüre dieses Werks bewußt, worin der seit 1952 in Basel wirkende, bedeutendste Schüler Ferdinand Sauerbruchs Rechenschaft gibt von einem interessanten und viel Stoff zum Nachdenken bietenden Leben. Es begann 1896 zu Neisse in Oberschlesien; das mit großer Verehrung und Liebe gezeichnete Bildnis des Vaters – ebenfalls Chirurg und Chef einer Privatklinik – ist eines jener zahlreichen meisterhaften Porträts von Medizinern, Politikern oder sonstigen bekannten Persönlichkeiten aus der riesigen Zahl seiner Patienten, die den Aufzeichnungen des Verfassers besonderen Reiz verleihen. Nicht zufällig hat ihn zeitweise die Malerei verlockt!

Der Dienst als Truppenarzt im Ersten Weltkrieg, mitten aus dem Studium heraus, brachte die ersten schweren Belastungen, aber auch angesichts der »Unaufrichtigkeit und Verantwortungslosigkeit der höheren Führung« im Jahre 1918 politische Erkenntnisse von bleibendem Wert. Dem Abschluß des Studiums in Breslau folgte ein »herrliches Jahr« in Freiburg; wie R. Nissen hier seinem damaligen Chef L. Aschoff trotz »späterer Erkenntnis« ein Denkmal setzt, das stellt seinem Gerechtigkeitssinn ein schönes Zeugnis aus. Heute, wo die Wellen der Studien- und Hochschulreform höher denn je schlagen, wird auch der Mediziner, und nicht dieser allein, viele eingestreuten Bemerkungen über diesen Bereich, über die Stellung des Assistenten, über Examina, über die Klinikorganisation mit besonderem Interesse lesen. Als ihn dann später die deutsche Katastrophe des Jahres 1933 zur Emigration nach der Türkei und den Vereinigten Staaten zwang, da erweiterte sich der Gesichtskreis des Verfassers so sehr, daß er nun in der Lage ist wie ganz wenige, die Situation der deutschen Medizin, Ausbildungs- und Standesfragen mit denjenigen des Auslands zu vergleichen und zu beurteilen.

Zwölf Jahre Zugehörigkeit zur Sauerbruchschen Klinik, erst in München, dann in Berlin – zuletzt als stellvertretender Direktor und Extraordinarius – haben sodann R. Nissen entscheidend geprägt. Sein Verhältnis zu diesem hervorragenden Lehrer, getragen von Bewunderung und Dankbarkeit, von ritterlichem Einsatz, aber auch von männlicher Selbstbehauptung, füllt einen großen Teil der folgenden Kapitel aus; angesichts der beispielhaften Bedeutung dieser Persönlichkeit und ihrer politischen Rolle handelt es sich hier wie auch bei dem, was über das Herrannahen des »Dritten Reichs« bemerkt wird, um ein wichtiges Stück Zeitgeschichte. Für charakterliches Versagen, aber auch für mutige Bewährung finden sich Beispiele. »Auf der Basis der Selbstüberschätzung konnte sich auch eine besonders virulente Form von Rassenwahn entwickeln, der dann wieder dem Vulgär-Antisemitismus entgegenkam.« Mit Recht vermißt der Verfasser ehrliche Darstellungen aus der Feder derer, die damals den akademischen Geist korrumpierten, doch ist er selber gerecht genug, auch die Vorzüge solcher, die versagt haben, zu rühmen.

Nicht allein der Mediziner oder der Historiker vermag Belehrung aus diesen Abschnitten zu schöpfen: auch der Jurist findet darin viel Anregendes. So wird etwa die Problematik von Briefpublikationen aus dem Nachlaß oder von unzulänglich veröffentlichten Biographien und Lebenserinnerungen an verschiedenen Beispielen, nicht

nur an dem weit herum bekannt gewordenen Fall Sauerbruchs, dargetan, was die aktuelle Frage des Persönlichkeitsschutzes Verstorbener betrifft. Findet auch religiöses und theologisches Interesse Befriedigung? Dies ist vor allem der Fall in dem Kapitel »Das Wunder der Heilung«. Der Verfasser beruft sich hier auf ein schönes Wort Albert Einsteins: »Das Gefühl für das Geheimnisvolle steht am Anfang der wahren Wissenschaft. Zu wissen, daß das, was für unseren Verstand undurchdringlich ist, wirklich existiert – dieses Wissen, dieses Gefühl steht im Mittelpunkt unserer Religiosität.« Er spricht sodann von der überzeugenden Kraft des Glaubens vor allem für die Krankheitserregung. In diesem Zusammenhang fällt ein bemerkenswert skeptisches Wort über die heilende Wirkung der Psychotherapie. Der Glaube des Patienten an seinen Arzt spielt keine geringe Rolle, auch die Zuversicht in die Medikamente und das Vertrauen in die eigene Heilkraft, die Freiheit von Angst oder Ansteckungsfurcht. Schließlich aber die schwierigste Frage: welchen Einfluß hat Religiosität und Glaubensfestigkeit auf die Heilung? Daß sie die Neigung zum Sterben bestärken, ist relativ selten; das Umgekehrte wird der Arzt versuchen, sich zu nutze zu machen, aber schon aus Zeitgründen ist es ihm unmöglich, »mit jedem Patienten den Kontakt herzustellen, der aus dem bunten Spektrum des Glaubens die für ihn sichtbaren Farben herauszufinden vermag«.

Der Leser begleitet nun den Autor und seine ihm soeben erst angetraute Frau, der er – wie es im Vorwort heißt – im Grunde alles Positive der Wanderjahre verdankt, von Berlin an den Bosphorus; es ist der Lehrstuhl für Chirurgie in Istanbul, den R. Nissen alsbald übernimmt als einer von etwa 40 Ordinarien, welche die türkische Regierung damals, die Folgen der Hitlerpolitik klug nutzend, zur Reorganisation der dortigen Universität berief. Man erfährt nicht nur viel über dieses Unternehmen, an dem Gelehrte ersten Ranges beteiligt waren, die zum Teil seit langem wieder in Deutschland wirken, sondern auch über Land und Leute und über eine Rußlandreise. Mit Recht wird der Bevölkerungsaustausch zwischen Griechen und Türken als böses Beispiel und Verletzung des »Rechts auf Heimat« gekennzeichnet – aber hätte dann nicht auch das, was der Heimat des Verfassers 1945 widerfuhr, nicht nur als »das seit Jahrhunderten geläufige Ergebnis eines verlorenen Krieges« gekennzeichnet werden sollen? Solches inskünftig zu verhüten, war ja das erklärte und voll zu billigende Ziel der Gegner Hitlers. Daß dessen Parteigänger freilich keinerlei Legitimation besaßen, die Sache der Heimatvertriebenen zu vertreten, ja daß sie derselben letzten Endes nur geschadet haben, ist leider nur allzu wahr.

Der Verfasser weiß gut, ja spannend und auch humorvoll zu erzählen; köstlich ist zum Beispiel, wie er die Fortwirkung des alten türkischen Eherechts – der Koran erlaubt bekanntlich vier Frauen – nach der Einführung des neuen, der Schweiz nachgebildeten Zivilgesetzbuchs schildert. Auch auf seinen Reisen, die Orient und Balkan streifen, hat der Autor viel erlebt. Schließlich sind es die Ereignisse in Deutschland, die ihn und die Seinen tief berühren, schicksalhaft für Verwandte und Freunde. Auch über die damaligen diplomatischen Vertreter des Reichs in der Türkei und anderwärts erfährt der Leser manches, was ein vorschnelles, sich nur an der Innehabung bestimmter Funktionen oder an Mitgliedschaften orientierendes Urteil in Entnazifizierungsfragen hier genau so wie im Raum der Universität ausschließt. Mit Recht beklagt es R.

Nissen einmal, daß »mutige und männliche Einzelhandlungen nicht von den offiziellen Stellen, die sich mit der Geschichte der nazistischen Regierungszeit beschäftigen, gesammelt und dem breiten Publikum zugänglich gemacht werden«.

Die Berufsarbeit in Istanbul war erfolgreich – so sehr, daß sie Neidgefühle bei Fachkollegen weckte. Dies und die drohende Einbeziehung der Türkei in den Machtbereich Hitler-Deutschlands veranlaßten eine erste und im Sommer 1939 eine zweite Erkundungsfahrt Nissens in die USA, aus der durch den Kriegsausbruch alsbald – unter Preisgabe fast aller Fahrhabe – eine dauernde Übersiedlung wurde. Der Anfang war schwer – es ist besonders interessant, zu vergleichen, was Bruno Kisch in ähnlicher Lage erlebt und empfunden hat (vgl. FR XXI, 1969, Nr. 77/80, S. 109 ff.). Beiden verbietet zum Beispiel ihr ärztliches Ethos das »fee-splitting«, d. h. die Honorarteilung mit dem überweisenden Arzt. »Ich bin überzeugt«, so schreibt R. Nissen einmal, »daß der Verfall der Ethik die Krankheit der heutigen Welt ist.« Und weiter: »Es hat fast den Anschein, als ob gerade der Siegeszug der Naturwissenschaften den Zusammenbruch einer ethischen Überlieferung verursacht, die in Jahrhunderten sich gebildet hatte.« Auch die Unruhe der jungen Generation führt der Verfasser hierauf zurück. Ist es erlaubt, hierzu die Anmerkung zu machen, daß wir nach den Erfahrungen des Dritten Reichs weit eher der Religion als der Ethik in Anfechtungen aller Art vertrauen – was nicht ausschließt, daß wir solchen Persönlichkeiten wie dem hier ins Auge gefaßten Fr. W. Foerster höchsten Respekt zollen?

Nach und nach stellten sich nun auch in den USA Erfolge in wissenschaftlicher, praktischer und materieller Hinsicht ein; der Verfasser berichtet darüber sehr ansprechend. Seinen Ausführungen zu medizinischen Fragen vermag auch der Laie zu folgen. Eingehend handelt er über das Rassenproblem; auch der Antisemitismus in den USA wird gestreift. Oftmals würzt eine Anekdote den Stoff oder wiederum die Schilderung bekannter Persönlichkeiten. Etwa ein Jahr nach Kriegsende kommt es nun auch zu neuen Kontakten mit Deutschland; während eine Berufung nach Hamburg ausgeschlagen wird, führen Begegnungen mit alten Freunden und auch mit dem geliebten Lehrer allmählich zu einer Annäherung. Endlich folgt R. Nissen einem Ruf nach Basel, wobei neben der Anziehungskraft akademischer Tätigkeit vor allem die Übermittlung von in der neuen Welt erzielten Fortschritten wissenschaftlicher und erzieherischer Art an unseren alten Erdteil begleitend für ihn gewesen ist. Auch Deutschland durfte hiervon mannigfachen Nutzen ziehen, einmal auf medizinischem Gebiet – so amtierte Nissen zeitweilig als Präsident der deutschen Gesellschaft für Chirurgie –, nicht minder jedoch durch seinen starken Einsatz in Fragen der ärztlichen Ethik. Und als ein Baustein hierzu darf auch dieses wertvolle Buch mit Anerkennung und Dankbarkeit entgegengenommen werden.

Hans Thieme

ELIE WIESEL: Der Bettler von Jerusalem (Le Mendiant de Jérusalem). Aus dem Französischen übersetzt von Christian Sturm. München 1970. Bechtle-Verlag. 206 Seiten.

Elie Wiesel hat sich einen Namen gemacht mit seinem Roman¹, in dem er den Untergang der osteuropäischen

jüdischen Gemeinden schildert. Auch die Reportage über die Juden in der Sowjetunion gehört zu seinen Glanzleistungen. Sein neuer Roman, »Der Bettler von Jerusalem«, hat bisher in Deutschland jedoch eine eher zwiespältige Aufnahme gefunden. Woran liegt das? Die Verbindung von Erzählelementen aus den von Elie Wiesel her bereits vertrauten Stoffen, der Leiderfahrung in der Zeit der Verfolgung, mit dem Thema des Sechstage-Krieges wirkt für die meisten Rezensenten in Deutschland eher befremdend. Doch läßt sich für dieses Verfahren des Verfassers einiges anführen, was ihn bestätigt. Ein Buch wie »Der Bettler von Jerusalem« läßt sich nur verstehen von der Erfahrung der Verbundenheit auch der Juden der Galuth mit Israel, eine Verbundenheit, die gerade durch den Sechstage-Krieg vielen von ihnen erst völlig bewußt geworden ist. Dem nichtjüdischen Leser wird durch dieses Buch vermittelt, was Israel für das Selbstverständnis des Juden bedeutet. Der Zugang, den Elie Wiesel findet, ist nicht politisch, sondern religiös, aber damit tauchen alle die Fragen auf, die ihn seit vielen Jahren zutiefst beschäftigen, vor allem das Problem der Theodizee. Sie artikuliert sich in Fragen etwa dieser Art: »Wenn die Wahrheit und auch Lüge uns zum Wahnsinn führen, was bleibt uns dann noch zu tun? Und wie rechtfertigt sich Gott vor seinen eigenen Augen? Wenn das Wirkliche und das Eingebildete im selben Schrei und im selben Lachen münden, was ist dann das Ziel der Schöpfung, welche Rolle muß der Mensch in seinem geheimnisvollen Erdendasein spielen?« Daß derartige Fragen nicht allein vom Erzähler, sondern auch von den Gesprächspartnern, und in diesem Fall sogar von einem geistig zerrütteten Gesprächspartner, gestellt werden, darf doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß es in Wahrheit die Fragen des Verfassers selbst sind. Es ist die Frage nach dem Sinn des Leides, aber darüberhinaus auch nach der Bestimmung des Jude-Seins. Israel, ja genauer noch, die Gewinnung der Altstadt von Jerusalem, erscheint als Antwort auf die Qual des Fragenmüssens. Der Roman erfordert geduldige und einführende Leser. Zur Übersetzung ist zu bemerken, daß sie zwar flüssig ist, aber zumindest mit den hebräischen Termini eigentümlich sorglos umgeht. Daß z. B. »Chassidim« (so auf S. 13) als Einzahl verwendet wird, ist einigermaßen befremdend. Wie kann man schreiben »der Chassidim Schlomo«, statt »der Chassid«. Wenn schon Chassidim mit »ch« geschrieben wird, dann darf »Cheder« nicht »Heder« geschrieben werden, sondern muß genauso transkribiert werden. Dem Lektorat eines renommierten Verlages müßte doch so etwas auffallen.

W. E.

SIMON WIESENTHAL: Die Sonnenblume. Von Schuld und Vergebung. Hamburg 1970. Hoffmann und Campe. 248 Seiten.

Jeder Leser dieses aufwühlenden und erschütternden Buches ist der vierundvierzigste ... Die Erzählung, die der bekannte Leiter des Dokumentationszentrums des Bundes jüdischer Verfolgter des Naziregimes in Wien als kaum retouchierten Erlebnisbericht aus seiner KZ-Zeit in Lemberg vorlegt, ist als Anfrage eines noch heute gequälten Gewissens im gleichen Band von 43 Autoren ganz verschiedener geistiger Herkunft (Gustav Heinemann, Albrecht Goes, Friedrich Heer, Léopold Senghor, Bischof Bluyssen, Golo Mann, Ernst Simon, Herbert Marcuse u. a.) beantwortet worden. Sie stellt sich jedem aufs

¹ Der Roman wurde mit dem »Prix Médicis« ausgezeichnet.